

„Verehrter Herr Minister, verehrte Anwesende“, mit diesen Worten begann am 4. März 1967 Thomas Bernhard – zwar nicht an diesem Ort, sondern im sogenannten Audienzsaal des Bundesministeriums für Unterricht – bei der Verleihung des Österreichischen Staatspreises für Literatur seine Dankesrede und sprach jenen ersten Satz aus, der berühmt werden sollte: „es ist nichts zu loben, nichts zu verdammen, nichts anzuklagen, aber es ist vieles lächerlich; es ist alles lächerlich, wenn man an den Tod denkt.“

Damals war Bernhard 36 Jahre alt; ihm blieben nur noch etwas mehr als zwei Jahrzehnte zu leben – exakt so viele Jahre, wie von jener Dankesrede bis heute vergangen sind.

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freundinnen und Freunde:

Ich habe mit den oben erwähnten Worten Bernhards nicht nur wegen dieser numerologisch reizvollen Tatsache begonnen. Er war es nämlich, der mich – da ich ohnehin bereits von der Gravitation der österreichischen Literatur angezogen war – noch ein Stück näher an sie heranholte, gerade so weit, um mich dauerhaft in ihren Bann zu ziehen. Doch selbst dieser Grund war nicht ausschlaggebend. Es gibt noch etwas anderes, und dem widme ich zum Teil meine Dankesrede.

Ohne aus den Augen zu verlieren, dass für Bernhard die performative, melodische und rhythmische Dimension seines Textes stets schwerer wog als der Inhalt, möchte ich mir erlauben, bei dieser Gelegenheit den inhaltlichen Aspekt eines Satzes aus seiner Rede als Stichwort zu gebrauchen – denn auch dieser Aspekt ist keineswegs nebensächlich. „Wir sind Österreicher, wir sind apathisch, wir sind das Leben als das gemeine Desinteresse am Leben...“

Wie sie wissen. im Fokus von Bernhards Invektive steht stets Österreich, doch es sollte sich zeigen, dass sich das Zielgebiet erweitern lässt. Bald konnten europäische und auch außereuropäische Leser in seinem „Österreich“ die Zustände in ihren eigenen Heimatländern wiedererkennen. Daher rührt sein faszinierender Welterfolg.

Nein, nicht nur die Österreicher sind apathisch. Man könnte sagen, dass dies eine Eigenschaft ist, die von der modernen Lebensweise hervorgebracht wird. Der zeitgenössische Mensch, hineingezogen in die gesellschaftliche Arbeitsteilung – sowohl in die Segnungen als auch in die Unbill, die daraus erwachsen –, schätzt vor allem seine mehr oder minder schwer erkämpfte Komfortzone. Zwischen der Welt und dieser Zone erhebt sich eine Art unsichtbare Schutzmauer. Diese Mauer ist in Wahrheit die Gleichgültigkeit. Wenn ich mich nicht irre, wurde dieses Thema in österreichischer Literatur tiefst von Hermann Broch bearbeitet und zwar in seinem Roman *Die Schuldlosen*. Indem er den Roman auf der Folie von Mozarts Oper Don Giovanni aufbaut, beschreibt Broch nicht nur den Weg in die Hölle eines einzelnen Helden, sondern die Voraussetzungen für den Weg in die Hölle einer gesamten Gesellschaft im Dritten Reich. Das Thema des Buches – oder vielmehr die letzte Variation des großen gemeinsamen Themas all seiner Bücher – ist die Schuld der „Schuldlosen“, der Menschen, denen die Werte und jedwede gesellschaftliche Bindung geraubt wurden; in sich isolierte Menschen, die sich

krampfhaft an ihre kleine, nackte Existenz klammern. Klingt das vertraut? Ist es bei uns heute etwa anders? Wir sind zwar nicht mehr vom Taumel der Massenparolen umgeben. Stattdessen umgibt uns der Taumel der Identitätspolitiken, die durch die Vervielfältigung exklusiver gesellschaftspolitischer Bündnisse jegliche ganzheitliche Vergesellschaftung unmöglich machen. Doch kehren wir zu Broch zurück. Den Inhalt des Romans fasste Brochs enger Freund und Weggefährte im Exil, der Kulturphilosoph Erich Kahler, wie folgt zusammen: „Der Held des Romans verschuldet durch seine tiefste Gleichgültigkeit den Tod seiner Geliebten, übernimmt aber, völlig unbeteiligt, überdies die Schuld eines anderen, eines Herrn von Juna, des eigentlichen Don Juan, der sein Spiel in einer Zeit trieb, die der Handlungszeit des Romans weit vorausliegt. Er übernimmt damit die Sühne des Sünders, die eine Reinigung ist: im Finale des Romans wird er vor dem ‚Steinernen Gast‘, der ihn abholt und der kein anderer ist als sein ‚Urbegleiter‘, der Tod, als seine eigentliche Erbsünde eben seine Unbeteiligung, seine Unverantwortlichkeit, seine ‚Schuldlosigkeit‘ selbst erkennen.“

Brochs Erlösung als metaphysisches Konzept hat ihre zeitgeschichtliche Berechtigung. Hier ist ein Beispiel: Die Bürger des heutigen Serbiens, die in einem Zustand des permanenten Aufbegehrens leben, sühnen die Sünden der massenhaften Gleichgültigkeit aus der Zeit der jugoslawischen Bürgerkriege am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. Es sühnt sie vor allem die Jugend, die damals noch gar nicht geboren war. Sie sühnt sie, indem sie Prügel und mediale Schikanen erträgt, durch die Beschneidung der universitären Autonomie und die totale Relativierung der Bürgerrechte.

Deshalb lohnte es sich, an die Worte von Antonio Gramsci aus dem Jahr 1917 zu erinnern, die heute aktueller sind denn je: „Wer wirklich lebt, kann nicht anders als Bürger und Partisan sein. Gleichgültigkeit ist Willenlosigkeit, Parasitismus, Feigheit, sie ist kein Leben. Deshalb hasse ich die Gleichgültigen...Die Gleichgültigkeit wirkt mächtig in der Geschichte. Sie wirkt passiv, aber sie wirkt... Das Fatum, das scheinbar über der Geschichte walten mag, ist nichts anderes als der Schein dieser Gleichgültigkeit, dieses Desinteresses. Die Ereignisse reifen im Schatten; wenige, unkontrollierte Hände weben das Tuch des kollektiven Lebens, und die Masse ignoriert es, weil es sie nicht kümmert... Doch wenn die Ereignisse ausgereift sind, beginnen sie einzubrechen; das im Schatten gewebte Tuch ist vollendet: und dann scheint es das Fatum zu sein, das alles und jeden überrollt hat; es scheint, als sei die Geschichte nichts als ein riesiges Naturphänomen, ein Ausbruch, ein Erdbeben, dessen Opfer alle werden – wer es gewollt hat und wer nicht, wer darum wusste und wer nicht, wer aktiv war und wer gleichgültig.“

Das Problem, das wir Menschen von heute haben, besteht darin, dass es keineswegs mehr einfach ist, Partei zu ergreifen, politisch aktiv zu sein, ohne kurz darauf enttäuscht zu werden. Wenn die Dinge erst einmal so weit gediehen sind, wie es etwa heute in Serbien der Fall ist, fällt es vernünftigen Menschen am leichtesten, „dagegen“ zu sein. Doch wird es besonnenen Menschen nach dem Erfolg eines Plebiszits, in einem „normalisierten“ Zustand ohne Autokratie und mit befreiten Institutionen ebenso leichtfallen, „Partei zu ergreifen“? Dem einfachen Menschen ist die Welt unüberschaubar komplex geworden. Dabei vervielfachen sich die Krisen unaufhörlich: geopolitische, energetische, wirtschaftliche, klimatische, pandemische, migrationsbedingte und technologische – man kann sie kaum alle aufzählen. Doch man muss auch die Krise der kollektiven

Imagination hinzufügen, und das nicht an letzter Stelle. Denn dass wir uns eher das Ende der Welt vorstellen können als das Ende der heute dominierenden Art der Lebensreproduktion, könnte eine der wichtigsten Ursachen all der anderen Krisen sein. Der Nihilismus, der dem naturgemäß entspringt, kulminiert. Der bereits erwähnte Gramsci schrieb eineinhalb Jahrzehnte später, diesmal im Gefängnis: „Die alte Welt stirbt, die neue kämpft um ihre Geburt; das ist die Zeit der Monster“. Gramsci sprach im Original eigentlich von „morbiden Phänomenen“ (fenomeni morbosi); die zitierte Version verdanken wir der englischen Übersetzung, die bereits die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs und die mit ihm verbundenen Ungeheuerlichkeiten miteinschloss. An morbiden Phänomenen mangelt es ohnehin nicht, sie vervielfachen sich, als ob sie ihre Existenz gar keiner Geburt verdankten – sieht es nicht so aus, als hätte die neue Welt den Kampf um ihre Geburt aufgegeben? Oder war sie gar von jeher bloß eine Phantasmagorie, die immer wieder an den Fehlern zerschellen wird, die dem Homo sapiens quasi in den genetischen Code eingeschrieben sind?

Wie aber verhält sich in einem solchen Ambiente die Literatur? Angesichts des heutigen Anlasses wäre es mir, selbst wenn ich mich nur auf die österreichische Literatur beschränke, unmöglich, auf diese Frage eine hinreichend kurze und zugleich relevante Antwort zu geben. Erlauben Sie mir stattdessen, mit einem Beispiel zu antworten und dieser Rede damit eine persönliche Note zu verleihen.

Unlängst erhielt ich eine Sendung von Karin Peschka. Es war das Buch **ab- und angesang**. Es war ein Geschenk, mit dem Frau Peschka mir zu diesem Preis gratulieren wollte. Es handelt sich um ein Langgedicht oder lyrische Prosa. Das Vergnügen beim Lesen blieb nicht aus. Ich war fasziniert vom ungewöhnlichen Rhythmus und der Wirkung dieser Verse, und da gute Lyrik immer, sozusagen, einen doppelten Boden hat, wollte ich sehen, wie die Kritik dieses Buch aufgenommen hat. Bei der Internetrecherche fand ich keine einzige Rezension, erfuhr aber auf meiner Suche, dass auch Karin Anfang April mit dem renommierten Anton-Wildgans-Literaturpreis ausgezeichnet wurde. Mit dem Blick auf ihre Lyrik möchte ich ihr bei dieser Gelegenheit zu diesem Preis gratulieren und mich zugleich dafür entschuldigen, dass ich das erst hiermit mache.

Da meine Suchmaschine nichts ausfindig machen konnte, wandte ich mich an einen kostenlosen KI-Algorithmus. Doch auch hier blieb das Ergebnis aus, mit der beigefügten Erklärung, es handle sich um eine bibliophile Ausgabe, die zudem erst vor kurzem, im September 2025, veröffentlicht wurde. Als ich dem Algorithmus die Frage nach den Rezensionen stellte, hatte ich ihm auch den kompletten Text des Buches übermittelt. Da eine positive Antwort ausbleiben musste, bot der Algorithmus sozusagen seine eigene Rezension an. Die angebotene Kritik war äußerst gehaltvoll. In einem Maße, dass ich mich frage, ob die KI nicht bereits allmählich die Eigenschaft einer allgemeinen Intelligenz erlangt, das heißt die Fähigkeit zu einem eigenständigen, dem menschlichen analogen Denken.

Da ich davon ausgehe, dass kaum jemand der Anwesenden die Gelegenheit hatte, dieses Gedicht zu erleben, werde ich fast den gesamten letzten Abschnitt vorlesen, der zugleich eine Art Resümee darstellt und ein gutes Beispiel für die Eigenschaften dieser Lyrik liefert. Ich merke an, dass das Gedicht ohne Interpunktion und in konsequenter Kleinschreibung verfasst ist, sodass ein ständiges

Relja Dražić
anlässlich der Verleihung des Österreichischen Staatspreises für literarische Übersetzung 2025
am 29. Juni 2026 im Literaturhaus Wien

Enjambement vorliegt. Nur einige Zeilen sind in Fettschrift gesetzt und wirken wie Zwischenüberschriften.

eins sind stein und himmel

hat sich herangestohlen
die graue zeit
hat der mensch sein sorg getan
mit feinen poren
hat gefunden sich kunst
und trifft auf
die graue zeit
sie trifft auf
licht
eins sind stein und himmel
der sieben gefilde zählt
das erste
das zweite
das dritte
das vierte
das fünfte
das sechste
das höchste: das siebte
das niedrigste
ist stein
ist manifestes
festes in stein
sich manifestes
licht
versteinigt weil
das höchste können wir
nicht tragen
weil
eins sind stein und licht
im niedrigsten
anders wärs zu
schwer

...

Der Algorithmus bestimmte präzise die Charakteristika des Rhythmus und die Technik, mit der dieser Rhythmus realisiert wird, sowie die Wirkung, die dabei erzielt wird. Er interpretierte Peschkas Lyrik aus einem existenziellen Blickwinkel, aus der Perspektive der dem Menschen eigenen Stellung in der Welt, mit dem Fokus auf die Entropie und den menschlichen Widerstand. Die Abschnitte, die durch Fettschrift getrennt sind, heben durch den Einsatz von Anaphern die Schlüsselwörter hervor:

„die graue zeit“: Das ist nicht nur Herbst oder Nebel; das ist das Alter, das Vergessen oder gar die Gleichgültigkeit des Kosmos, die in die Poren, Knochen und die Haut kriecht.

„sorg“: Der Mensch, der „sein sorg getan“ hat, ist Sisyphos. Er arbeitet, schneidet, baut und malt nicht, weil es in der Ewigkeit zweckmäßig wäre, sondern weil es der einzige Weg ist, in der Existenz „eingefügt“ zu bleiben.

„feine poren“: Das Gedicht verbindet beständig die gröbste Materie (Stein, Blut, Fischleim) mit den höchsten Abstraktionen (Kunst, Licht, siebter Himmel). Die „feinen poren“ des Menschen sind seine größte Schwachstelle (durch sie tritt die graue Zeit ein), aber auch der einzige Weg der Erkenntnis.

„die kunst“: Peschka erinnert uns daran, dass die Kunst genau in dieser Reibung zwischen „Stein und Licht“ gefunden wurde. Wir sind zu schwach für das reine Licht, also müssen wir es durch das „Niedrigste“ betrachten – durch den Stein und durch die Arbeit.

Der Rhythmus des Gedichts ist nicht melodisch, sondern mechanisch – wie der Herzschlag oder das Schlagen eines Spatens auf die Erde. Es ist ein Rhythmus des Überlebens und der Arbeit, der durch folgende Mittel erreicht wird:

Inversion und Enjambement: Peschka trennt oft das Hilfsverb vom Partizip oder das Substantiv von seinem Verb, wodurch ein Effekt der Atemlosigkeit entsteht. Der Leser wartet ständig auf die Auflösung der Handlung, was eine innere Spannung erzeugt.

Anapher und Repetition: Phrasen wie „hat sich herangestohlen / die graue zeit“ oder „hat der mensch sein sorg getan“ fungieren wie Refrains in einer Totenklage. Sie nehmen den Leser gefangen, während sich der Rest des Textes um sie herum „wickelt“.

Mir schien jedoch, dass diese existenzielle Perspektive auch um einen politischen Aspekt ergänzt werden müsste. Denn die „graue zeit“ ist nicht nur eine Zeit, die sozusagen phylogenetisch jeden Menschen überfällt. Sie hat sich uns jetzt als Spezies „herangestohlen“, und deshalb ist diese Zeit ein „abgesang“. Das Schlüsselwort lautet hier „hat herangestohlen“. Hier möchte ich an die oben zitierten Worte Gramscis erinnern: „Das Fatum, das scheinbar über der Geschichte walten mag, ist nichts anderes als der Schein dieser Gleichgültigkeit, dieses Desinteresses.“ Die „graue zeit“ könnte somit auch die Zeit sein, in die wir nach und nach durch unsere eigene Gleichgültigkeit geraten sind. In diesem Sinne verweist auch der Rhythmus des Gedichts als Herzschlag nicht nur auf eine Atemlosigkeit, sondern durch die Synkopen des Enjambements auch auf eine Herzarrhythmie, die

uns stets aufschreckt und verängstigt. „Grau“ kann leicht in „grausam“ übergehen, und da wir wieder in einer Zeit „morbider Phänomene“ leben, geht sie vielleicht schon langsam darin über.

Da wir als Spezies jedoch ebenso zur Selbstzerstörung wie zum Überleben neigen, ist Peschkas Gedicht nicht nur ein „abgesang“, sondern zugleich ein „angesang“. Man kann diesen Titel auch als Variation von Hölderlins meistzitierten Versen aus *Patmos* lesen:

„Wo aber Gefahr ist, wächst

Das Rettende auch.“

Nicht alle glauben den Dichtern – Platon etwa glaubte ihnen ganz und gar nicht –, doch historisch betrachtet hat sich dieser Vers Hölderlins dennoch als wahrhaftig erwiesen. Ich glaube, dass Karin Peschka ihr Gedicht in diesem Glauben geschrieben hat. Die Gefahr jedoch wächst ebenfalls. Jene hochtechnologische Gefahr, die dem Menschen dient und ihn gleichzeitig bedroht, indem sie seinen Raum der Souveränität beschneidet – sie ist es, die am schnellsten wächst und vielleicht am schwersten zu bannen sein wird. Man sollte sich keinen Illusionen hingeben: Die Menschheit hat noch nie in der Geschichte auf eine Technologie verzichtet, die das Bedürfnis nach Produktivität und unsere angeborene Gier befriedigte. Ungeachtet des Preises.

Zusammen mit dem Buch erreichte mich von Karin auch ein Brief auf einer Literaturpostkarte mit einem Sinnspruch von James Baldwin:

„Nicht alles lässt sich ändern, aber nichts ändert sich von selbst“.

Selbst wenn wir daran glauben, dass auch das Rettende wächst, werden wir selbst unseren Beitrag dazu leisten müssen!

Ich danke der Jury für die Auszeichnung, Nadja Grössing und Maša Dabić dafür, dass sie mich für den Preis vorgeschlagen haben, und allen Anwesenden für ihr Kommen – sowie, um es mit den Worten von Ljuba Arnautović zu sagen, den österreichischen Steuerzahlern dafür, dass sie die Kunst unterstützen.